Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 8

Artikel: Friedrich von Tschudi

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634200

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nung davon haben, daß es für mich ein ans Wunderbare grenzendes Ereignis bedeutete, so einen Leckerbissen als unteilbares Eigentum zu besitzen. Für einen Augenblick konnte ich darüber Vergangenheit und Zukunft, Viehmarkt und Milchsäulein restlos vergessen. Meine Wurst sah mich förmlich an, sie hatte etwas Menschlichzutunliches in ihrer Gebärde. „Iß mich nur, das ist ein göttliches Recht! Bei einem Markttag gehört es sich, daß man eine Wurst ißt.“ Ich schnitt sie wohlweislich in zwei ungleiche Teile: während ich den kleineren Teil aß, konnte ich mir doch immer denken: die Hauptsache kommt erst noch. Im Anfang machte ich die Scheibchen ganz dünn; doch fand ich dann bald heraus, daß sich der Genuß ungleich erhöhen ließ, wenn man zwei oder drei gleichzeitig in den Mund steckte.

Daneben ermangelte ich nicht, mir immer wieder kleine Gewissensbisse zu machen. Ich kam mir als eigentlicher Schlemmer vor, besonders wenn ich an meine Geschwister daheim dachte. Zum mindesten erwuchs mir durch die Wurst eine bedeutende Verpflichtung: ich mußte alle meine Geisteskräfte aufbieten, mich beim Handel möglichst nützlich zu machen. Wer konnte es wissen, vielleicht brachte ich durch meinen Scharfblick die kleine Auslage zehnfach, hundertfach ein! Kannte ich nicht den hintersten Fehler, den ein Faselochse haben konnte? Vom ersten bis zum letzten hätte ich sie herzählen können. Wenn der Vater einen übersah, so wollte ich ihn dann schon — wenn auch ganz unauffällig — daran erinnern: „Hast du nicht bemerkt: das Stumpenripp?“ oder: „Meinst du nicht, die Jochhalle dürfte etwas größer sein? — Hat er nicht die Augen zu tief im Kopfe?“ Ich stellte im Geiste ein regelrechtes Verzeichnis von Mängeln und Vorzügen auf, die man notwendig in Betracht ziehen mußte. Inzwischen ging meine Wurst langsam, aber sicher den Weg alles Fleisches. Es hätte mir keineswegs an Lust und gutem Willen gefehlt, mich mit einem zweiten Exemplar in ebenso eingehender Weise zu beschäftigen.

Als wir eben aus dem Wirtshause heraustraten, wurde eben ein Ochse vorbeigeführt, der in Farbe und Ansehen auffallende Aehnlichkeit mit unserm Schäck hatte, nur daß er viel kleiner war. Ich machte den Vater darauf aufmerksam, der schien mich indes nicht so recht verstehen zu wollen. „Ja ja, du hast schon recht“, meinte er ausweichend, fragte aber doch im Vorbeigehen so nebenhin, was das Oechsli da etwa gelten müsse?

„Fünfundzwanzig und einen halben“, lautete die Antwort des glücklichen Inhabers, der sich erst nachträglich, als mein Vater keinerlei Bescheid gab, wie beiläufig nach uns umwandte. Mit einem ganz merkwürdigen Blick maß er uns beide vom Kopf bis zu den Füßen. Ich hätte mich kein bißchen verwundert, wenn er gleich vor allen Leuten herausgeplatzt wäre: „Wenn ihr kein Geld im Sack habt, braucht ihr nicht zu fragen, was mein Stier kostet.“

Unversehens stand jetzt ein kleines verhutzeltes Männchen neben uns mit bartlosem, rötlich aufgedunsenem Gesicht. Es legte meinem Vater vertraulich die Hand auf die Asel und sagte in treuherzigem Tone eines altbewährten Freundes und Ratgebers: „So einen Stier kauft Ihr nicht. Es hieße die Zeit totschlagen, wenn Ihr dem auch nur nachschauen würdet. Klebt ihm nicht die Haut an den Rippen wie angenäht? Daß er übers Kreuz einen halben Schuh zu schmal ist, das kann ein Erstklässlerkind auf eine Stunde weit sehen. — Aber das habt Ihr ja alles schon lang vergessen, ich Aff! Mit einem Augenmaß, wie Ihr eins habt, kann einer heut ein anderes Geschäft machen, das will ich Euch siebenmal schriftlich geben.“

Das Männchen führte, wenn es nicht sprach, fortwährend die Zungenspitze zwischen den Lippen hin und her spazieren, bald bedächtig und nachdenklich, bald mit einer gewissen nervösen Hast. Aus dieser Gepflogenheit konnte ich ohne großen Scharfsinn schließen, daß das der „Züngler“ oder „Zungenwetzer“ sein mußte, von dem ich den Vater und auch andere Bauern hin und wieder nach einem Marktgang als von einem unzuverlässigen Trinkgeldmauser und Zuredner hatte erzählen hören. Freilich, die offene Wertschätzung und Anerkennung, die der Züngler meinem Vater soben vor allen Leuten hatte zuteil werden lassen, bewirkte augenblicklich einen Umschwung in meiner Meinung über ihn, ich fand, daß man soviel Wohlwollen gegenüber nicht ganz zugeknöpft bleiben dürfe.

(Schluß folgt.)

Friedrich von Tschudi.

Der Name Friedrich von Tschudis ist der Mehrzahl der deutschsprechenden Schweizer bekannt oder zum mindesten doch schon irgendwo begegnet. In fast allen Lesebüchern finden wir ihn als Autorname unter Prosastücken, die das Naturleben in den Alpen schildern. Unseren Vätern und Müttern ist er noch viel geläufiger gewesen; denn das „Tschudi-Lesebuch“ ist für die meisten von ihnen der Inbegriff dessen, was genußvoll und poetisch war am Unterricht, den sie genossen haben. Die beiden Werke: „Das Tierleben der Alpen“ und sein Volksschul-Lesebuch haben dem Sankt Galler Regierungsrat zu der Popularität verholfen, die dem Namen Tschudi noch heute treu geblieben ist. Unsere Leser dürften sich interessieren, über das Leben und Wirken des berühmten Glarners Näheres zu erfahren.

Durch alle Zeiten hindurch hat der Name des Glarner Geschlechtes guten Klang gehabt im Schweizerlande. Der freiherrliche Stammbaum derer von Tschudi reicht bis ins 10. Jahrhundert zurück*). 1906 konnte das Geschlecht das 1000jährige Jubiläum seiner Familiengeschichte feiern. Im Jahre 906, am 31. Mai, nämlich erhob laut Urkunde König Ludwig III. den Stammvater des Geschlechtes, Johann Tschudi, in den freien edlen Stand und machte ihn zum Meier über das Land Glarus; bis 1253 blieb das Amt — also das Amt des Steuereinziehers — erblich der Familie von Tschudi. Ein Ritter dieses Geschlechts fiel 1242 als Kreuzfahrer in Palästina, ein anderer war 1298 Bischof von Chur. Die Heldenzeit der Schweizer sah die Glarner unter Anführung zahlreicher Tschudi; so im alten Zürichkrieg, in den Burgunder- und Schwabenkriegen, so in den Mailänderkriegen, bei Novarra und Marignano. Einer von diesen, Jost von Tschudi, war von 1419—1452 Landammann von Glarus. Der berühmteste aber war Aegidius

*) Wir entnehmen die Daten dem Nachruf, den seinerzeit das St. Galler Tagblatt dem Regierungsrat Dr. Fr. v. Tschudi gewidmet hat.

Tschudi, der 1529 Landvogt zu Sargans, 1532 Obervogt in Rorschach, 1533 Landvogt zu Baden und von 1536—44 französischer Kriegshauptmann war. Berühmt wurde er durch seine „Schweizer Chronik". Nach seiner Rückkehr aus dem Söldnerdienste durchforschte er alle Bibliotheken und Archive der Privaten, Klöster und Stifte, die ihm zugänglich waren und rettete zahllose Dokumente durch sein Abschriften vor dem Untergang.

Gilg Tschudi eröffnete die lange Reihe der Gelehrten und Schriftsteller und Diplomaten aus dem Geschlechte der Tschudi. Valentin Tschudi (1499—1555) schrieb eine eidgenössische Historie. Dominicus, Abt von Muri, gab 1651 eine Geschichte des Hauses Habsburg heraus. Ein historischer Schriftsteller war auch Josef Anton (1703—70), zugleich ein ausgezeichneter Feldherr. Er war nämlich wie sein Bruder Feldmarschall des Königs von Neapel. Ein anderer Josef Anton wurde zum Marquis von Pasqual erhoben und war Général-en-Chef der königlich neapolitanischen Armeen und Vizekönig von Sizilien. Cajetan Tschudi war königlich neapolitanischer Gesandter in Wien und in Konstantinopel und wurde in den Grafenstand erhoben. Josef Anton und Karl, sein Bruder, erhielten den spanischen Grafentitel.

Friedrich von Tschudi.
Aus Fr. v. Tschudis „Tierleben in den Alpen". Verlag: J. J. Weber, Leipzig.

Geachtete Namen trugen die beiden Brüder des Tschudi, von dem hier die Rede sein soll: Iwan von Tschudi ist der Verfasser des bekannten Reiseführers: „Turist in der Schweiz", Dr. Joh. Jak. von Tschudi schrieb zoologische, geographische und sprachwissenschaftliche Werke, namentlich über Peru und Brasilien. Er war später Gesandter der Eidgenossenschaft in Wien.

* * *

Nikolaus Friedrich von Tschudi wurde am 1. Mai 1820 in Glarus als der Sohn eines feingebildeten Kaufmanns geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung. Den ersten Unterricht genoß er unter G. Spielberg und dem Dichter J. J. Reithard in der Privatschule in Glarus. Dann absolvierte er das Schaffhauser Gymnasium, das von den Glarnern damals traditionell als Bildungsstätte ihrer Jünglinge bevorzugt war. Schon als Gymnasiast ließ er die schönsten Geistesgaben erkennen. Für die Naturwissenschaften interessierte er sich in erster Linie, angeregt durch die reizvolle Umgebung des alten Reichsstädtchens; 1838 begann er an der Universität in Basel unter Wackernagel, Vischer, Gerlach, Hagenbach und De Wette das Studium der Philosophie. Hierauf begab er sich nach Bonn und Berlin, um dann 1842 nach Zürich zurückzukehren, wo er das Theologieexamen glänzend abschloß. Seine Familie war inzwischen nach St. Gallen umgezogen, und darum ließ er sich auch in den St. Galler Kirchendienst aufnehmen. Seinen Wissen- und Erfahrungsschatz erweiterte er während und nach der Studienzeit durch Reisen nach Belgien, Holland, Nord- und Ostdeutschland und nach Oberitalien.

1843 wurde er in Lichtensteig zum Pfarrer erwählt. Als 24 Jähriger verehelichte er sich mit Bertha Sulzberger von St. Gallen. Der glücklichen Ehe entsproßen vier Kinder. — Aber schon 1847 zwang ihn ein Brustleiden, das Predigtamt aufzugeben. Er fing nun an zu schriftstellern und schrieb nun aus einem reichen Wissensschatz und aus einer außerordentlich beweglichen Intelligenz heraus rasch nacheinander eine Reihe von Schriften, die seinen Namen bald in aller Welt bekannt machten. Unter dem Pseudonym Dr. C. Weber veröffentlichte er 1847 die Schrift „Der Sonderbund und seine Auflösung". Der siebenundzwanzigjährige Pfarrer zeigte da eine Beobachtungsgabe und einen politischen Scharfblick, der in Erstaunen setzte.

Mit Jeremias Gotthelf und A. E. Fröhlich gab er 1849 die „Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz" heraus, welches Blatt er bis 1852 redigierte. Während er für zahlreiche Zeitschriften, so für die „Alpenrose" seines ehemaligen Lehrers J. J. Reithard, Beiträge verfaßte, betrieb er eifrig das Privatstudium der Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft und Landwirtschaft. Dann gründete er mit andern St. Galler Theologen den „Religiös-liberalen Verein" und dessen Organ, das „Religiöse Volksblatt". Daneben war er eifriger Mitarbeiter des „St. Galler Tagblattes" und der „St. Galler Blätter".

Als Frucht seiner naturwissenschaftlichen Studien erschienen 1853 in dem Leipziger Verlage J. J. Weber seine „Naturansichten und Tierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge", der Vorläufer seines berühmten Buches „Das Tierleben der Alpenwelt", das ebendort und im gleichen Jahre erschien. Dieses letztere Werk machte ihn mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit. Bis 1875 erschienen zehn Pracht- und Volksausgaben und das Buch wurde in Tausenden von Familien des In- und Auslandes ein beliebtes Familienbuch. Wir können uns nicht versagen, aus diesem Werke unsern Lesern eine Probe sowohl der feinen Illustrierung als auch des Textes zu geben.

Die folgenden zehn Jahre widmete er sich literarischen Studien. Er plante eine Authologie aus der schweizerischen poetischen Literatur. Die Arbeit ist nicht gedruckt worden. Die Weber'sche Nationalliteratur ist dann etwas Aehnliches geworden. 1861 veröffentlichte er eine historische Studie: „Das Waisenhaus in St. Gallen, Rückblick auf die Geschichte desselben bis zur Feier des fünfzigsten Jahrestages seiner Stiftung," und 1863 erschien bei Huber in Frauenfeld die gekrönte Zeitschrift „Das landwirtschaftliche Lesebuch", das bis zu seinem Tode sieben Auflagen erlebte. Das war die Frucht seiner Beschäftigung mit der theoretischen Landwirtschaft. Schon 1854 war er Mitglied der „Landwirtschaftlichen Gesellschaft des Kantons St. Gallen" geworden; von 1858 war er lange Jahre Präsident der Gesellschaft und schon 1854 war seine vielbeachtete Broschüre „Die Vögel und das Ungeziefer" entstanden. 1871 schrieb er die Schrift „Der Obstbau und seine Pflege," ebenfalls eine preisgekrönte Zeitschrift, die viele starke Auflagen erlebte.

Friedrich von Tschudi war auch ein eifriges Mitglied des „Schweizerischen Alpenklubs"; in dessen Jahrbuch schrieb er 1864 den Beitrag „Alpwirtschaftliche Streiflichter", worin er den Berggängern die Pflicht der Naturbeobachtung auf die Seele bindet. Während 20 Jahren stand er an der Spitze der Sektion St. Gallen. Fr. v. Tschudi war ferner ein tätiges Mitglied der „Naturwissenschaftlichen Gesellschaft" und des „Historischen Vereins" der Stadt St. Gallen.

Ein reiches Dutzend in- und ausländischer Vereine aller Art, wissenschaftliche und ökonomische, machten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. 1860 verlieh ihm die Universität Basel den Ehrendoktor der Philosophie.

Ein Mann von solchem Interesse für öffentliche Dinge war zur politischen Laufbahn wie geschaffen. Erst fanden ihn die Ehrenämter seiner Stadt. Er wurde Mitglied der Schulbehörden, zunächst des Kantonsschulrates, dann des Erziehungsrates, der 1862 die schwere Arbeit der Seminarorganisation übernahm. Schon 1864 wurde Fr. v. Tschudi in den Großen Rat und 1870 in den Regierungsrat gewählt. Als Fachmann in Erziehungsfragen übernahm er die Leitung des kantonalen Erziehungswesens. —

Mit ebenso großem politischem Geschick wie pädagogischer Erkenntnis begann er die Neuordnung des st. gallischen Schulwesens und führte sie durch. Er reorganisierte die Lehrerbildung, sorgte für die ökonomische Besserstellung der Lehrkräfte, förderte die Mädchenhandarbeit und schuf die Fortbildungsschule. Ein gewichtiges Wort sodann sprach er in der Lehrbuchfrage; sein Lehrbuch für die Ergänzungsschule war nicht nur für den Kanton St. Gallen, sondern auch für viele andere Kantone die Erlösung aus der Lesebuchnot. — Die St. Galler Geistlichen widersetzten sich zuerst der Einführung des Buches, weil es religionsgefährlich, ja geradezu unsittlich sei. Doch Tschudis Lesebuch trug jedoch den Sieg davon und wurde obligatorisch erklärt; es hat dann seinen Siegeszug durch fast alle Kantone der Deutschschweiz genommen. — Tschudi hat das St. Galler Schulschiff noch durch viele Stürme hindurch geführt; einmal

Runsen und Ungewitter im Gebirge.
Aus Fr. v. Tschudis „Tierleben in den Alpen", Verlag: J. J. Weber, Leipzig.

Bär am Ziegenstall.
Aus Fr. v. Tschudis „Tierleben in den Alpen", Verlag: J. J. Weber, Leipzig.

wurde sein Führer von einer politischen Sturzwelle über Bord geworfen; es war bei den Kantonswahlen 1873, als Tschudi zu Gunsten eines rein liberalen Regimentes übergangen wurde. Aber schon 1875 hatte dieses Regime ausgespielt und er wurde abermals als Erziehungsdirektor gewählt. Aber auch von der Rechten her erfuhr er Widerstand, so in der Lehrschwesternfrage, da es sich darum handelte, die Ordensleute vom Schuldienste auszuschließen.

Von 1877 vertrat Friedr. von Tschudi mit seinem Kollegen den Kanton St. Gallen im Ständerat. Hier hat er namentlich in Schulfragen und in Fragen der Landwirtschaft und Volkswirtschaft immer ein gewichtiges Wort gesprochen. Er liebe es, seine Meinung in fein stilisierter und wohldurchdachter Rede vorzubringen.

Im Jahre 1885, noch mitten im tätigen Leben stehend, befiel ihn an einer Ständeratssitzung ein Schlaganfall; am 24. Januar 1886 starb er. Ein außerordentlich fruchtbares und schönes Leben fand damit seinen Abschluß.

* * *

In Friedrich von Tschudis Natur haben sich der Gelehrte und der Politiker um die Oberherrschaft gestritten: der Politiker hat den Sieg davon getragen. Wie leicht v. Tschudi die lange Reihe schweizerischer Naturforscher hätte fortsetzen und um einen wertvollen Namen bereichern können, beweistt das Werk des 29jährigen Pfarrers: „Das Tierleben der Alpenwelt". Es sei uns noch ein kurzes Wort hierüber verstattet.

Die Bedeutung dieses Buches liegt nicht sowohl in seiner Wissenschaftlichkeit, die man ihm nach dem damaligen Stand der Forschung durchaus zubilligen muß, als in der ungemein

geschickten Anlage und der prachtvollen Sprache. Mit Recht vergleicht man es mit Humboldts berühmten „Kosmos" und Brehms „Tierleben". Tschudi ist der Schilderer der Alpenwelt geworden, der schlechtweg nicht übertroffen werden kann. In seinen Spuren wandelte in neuerer Zeit R. Francé mit seinem Alpenbuche, ohne ihn jedoch zu erreichen. Tschudi ist ein Meister der Naturschilderung, in der Stoffbeherrschung sowohl wie in der Sprache. Er geht vom Erlebnis der Bergbewohner selber aus, die mitten in der Bergnatur stehen, selber ein Stück dieser Natur. Mit ungeheurem Fleiße hat er zusammengetragen und zusammengestellt, was der Bergbewohner und der Gelehrte beobachtet hat und zu erzählen weiß vom niedern und hohen Tierleben in den Alpen, von dem Leben der Alpenmenschen selbst, den Naturerscheinungen, die die Jahreszeiten begleiten wie Lawinen, Gewitter, Bergstürze. Mit ganz besonderer Liebe hat er seine Tier-Biographien ausgestattet. Ob er da vom Leben und der Schicksale der Schneehühner oder Lämmergeier oder Bären oder Wölfe erzählt, immer ist er interessant, immer schöpft er aus dem Vollen.

Das Auftauchen eines Bären im schweiz. Nationalpark und späterhin im Tessin, von dem kürzlich unsere Zeitungen berichtet haben, läßt seine interessanten

Bärengeschichten

heute eine gewisse Aktualität erlangen. Wir lassen deshalb hier als Textprobe ein Stück des Kapitels „Die Bären" folgen:

Einst bemerkten die Sennen, die in einer etwas abgelegenen Hütte einer der rauhesten Alpen des Rhätikons eine kleine Heerde von Ziegen des Nachts wohl zu versorgen gewohnt waren, daß am Morgen ungewöhnlich große Exkremente in der Nähe der Hütte lagen, das fette Gras um dieselbe grob abgeweidet, die Tür beschädigt und zerkratzt war. Die Ziegen kamen scheu heraus, — doch fehlte keine. Die Hirten kannten die Losung des fremden Nachtgastes nicht, vermuteten aber einen Wolf oder Luchs in der Nähe und durchsuchten die nächste Umgebung und auch einen tiefer liegenden Fichtenwald, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Indessen beschlossen sie, dem Wilde aufzupassen, und da sie selbst ohne Feuergewehr waren, stieg einer in das nächste Taldorf und brachte eine alte Muskete mit, die dann gehörig und andächtig geladen wurde.

Den Tag über bemerkten sie an den Ziegen ein ungewohntes Zusammenhalten und einen sichtlichen Widerwillen gegen größere Entfernung von der tiefer weidenden Kuhheerde. Nur mit Mühe konnten die Tiere Abends in ihre Stallung zusammengebracht werden. Zwei von den Sennen sollten in Flintenschußweite von derselben hinter einem Felsen wachen und allenfalls ihre Gefährten in der Alphütte wecken. Indes verging die Nacht unter vergeblichem Passen; ebenso die folgende. In der dritten Nacht, wo wieder zwei Vedetten auf der Lauer standen oder saßen, wollte sich abermals nichts Verdächtiges zeigen und die Sennen schliefen ein. Doch weckte sie bald ein Geräusch bei der Ziegenhütte. Sie sahen einen Bären an der Türe drücken und kratzen, dann wieder um dieselbe herumschnobern, um eine Oeffnung zu erspähen. Die Ziegen mußten wach und unruhig geworden sein; die Schellenziegen ließen sich hören. Den jagdungewohnten Sennen war es unheimlich zu Mute geworden, und der eine schlich zur Alphütte, um die Kameraden zu wecken, während der andere trostlos seine Muskete in Kriegszustand zu setzen suchte. Indessen erschien der Bär wieder vor der Tür, suchte dieselbe aus dem Riegel zu stemmen und drückte sie endlich glücklich ein. Die Ziegen stürzten scheu und meckernd heraus und kletterten auf die nächsten Felsen. Bald erschien auch der Bär mit einer, die er totgebissen hatte, vor der Hütte und begann gierig ihr Euter zu verzehren. Da kamen die andern Sennen mit Scheiten, Melkstühlen und anderer Landsturmarmatur, — jedoch mit der größten Vorsicht. Einer von ihnen, der in seinen jüngeren Jahren oft auf der Gemsenjagd gewesen, nahm dem Wachtposten die Muskete ab, ging auf den Bären zu, der sich knurrend aufrichtete, und zerschmetterte ihm mit einem starken Schuß die rechte Rippenseite; die Uebrigen kamen auch näher und schlugen das wütend um sich hauende Tier ganz tot. Es war ein brauner Bär von 240 Pfund Gewicht.

Im Jahre 1849 wurde Anfangs Septembers bei Zernetz eine 260 Pfund schwere Bärin und am 13. Oktober bei Andeer ein 140 Pfund schwerer Bär geschossen. Im April 1851 wurde bei Süs ein junger Bär gefangen. Im Veltlin wurden im Winter 1788 sechs Bären erlegt, von denen einzelne Exemplare bis gegen 400 Pfund wogen; im August 1811 im Kanton Tessin sieben Stück.

Im Kanton Uri erwarb sich der Jäger Infanger im Isentale durch seine mutige Bärenjagd Ruhm. Er schoß im Jahre 1823 ein drei Zentner schweres Tier. Im Jahre 1840 traf ein Jäger auf dem Brunnigletscher im Maderanertal (Uri) zwei Bären miteinander an, einen alten und einen jungen. Der kecke Schütze legte an und jagte, einen günstigen Moment benutzend, die eine Kugel durch beide Bestien. Der junge Bär fiel auf der Stelle tot nieder; der alte war stark am Rückgrate verwundet, ging rasch vom Gletscher weg und flüchtete sich in die Felsenklüfte, so daß ihn der Jäger nicht mehr auszuspähen vermochte. Doch fand er ihn am folgenden Tage tot in einer Kluft liegen.

Auffallenderweise waren in den Waadtländer Alpen die Bären selten, während sie sich im dortigen Jura vermehrten; ebenso im Neuenburgischen, wo die Regierung sich veranlaßt sah, auf den 20. September 1855 eine allgemeine Jagd auf die Bären der Wälder oberhalb Boudry anzuordnen und eine Schußprämie von 200 Fr. auszusetzen. Im Jahre 1843 verfolgten Jäger von Cergues eine Bärin bis zu ihrer Höhle, aus der sie einen noch blinden jungen Bären nahmen, der ihnen aber in der Weidtasche erfror. Der berühmte Bärenjäger Grosillex von Gex hat im November 1851 den neunten der von ihm eigenhändig erlegten Bären nach Genf geliefert, in dessen Nähe ein anderer Jäger im gleichen Monat einen alten und einen jungen Bären geschossen hat. Kurz darauf schoß ein dritter Jäger seiner Gegend wieder einen jungen Bären an, packte denselben und es gelang ihm mit Hülfe zweier Gefährten, die Bestie lebendig zu fangen. Im Basler Jura dagegen wurde der letzte Bär 1803 bei Reigoldswil geschossen.

Gegenwärtig werden die Tiere meist einzeln geschossen, und zwar ohne große Kunst, da sie, wenn sie nicht sonst auf der Wanderung oder Aesung begriffen sind, furchtlos den Jäger bis auf zwanzig Schritt ankommen lassen und nicht an eine Flucht denken. Früher wurde von ganzen Dorfschaften mit Trommeln und Hörnern eine Hetzjagd angestellt, um den Räuber in eine Schlucht dem Jäger zuzutreiben. So wird uns von einer solchen erzählt, wobei im Jahre 1706 in der Kammeralp außer der Mannschaft aus Uri noch 300 Glarner aufgeboten wurden. Das Tier wurde erlegt; die Glarner erhielten als Siegeszeichen zwei Tatzen, die Urner, auf deren Gebiet der Bär erlegt wurde, das Uebrige. Im August 1815 wurden auf der Wärgistalalp im Grindelwald, am Fuße des Eigers, von Bären fünfzehn Schafe zerrissen und fast alle bis auf den Kopf und das Vließ aufgefressen. Da der Treiber viel zu wenige waren, floh der gejagte Bär bis auf die Höhe der kleinen Scheidegg. Acht Tage später wurden am Obernberge an der Seite des obern Gletschers wieder zwanzig, und höher oben noch zehn tote Schafe gefunden, an welchen bloß der Brustkern herausgefressen war. Man verlor die Fährte über die Gletscher gegen das Schreckhorn hin.